

## WHITE CUBE BLACK BOX

Installation von Lisa Schiess im Kunstraum Kreuzlingen, 19.1. – 2.3. 2008

### Eröffnungsrede von Brita Polzer

Trazom etnok dnesseilf sträwckür nechreps, odranoel ad icniv beirsch ni tfirschlegeips.

Amadeus Mozart konnte fließend rückwärts sprechen, Leonardo da Vinci schrieb in Spiegelschrift. Offensichtlich hat es Künstlern immer wieder gefallen, gängige Sprachen und Schriften zu verschlüsseln, etwas, das allen geläufig erscheint, verkehrt herum vorzustellen. Zwar werden die eigentlichen Mitteilungen dadurch schwer verständlich, aber das Medium selbst, die Sprache oder Schrift, erhalten einen erfrischenden, produktiven Eigensinn, der ihnen im täglichen Gebrauch häufig abhanden kommt. Sie werden wieder Werkzeug, Spielmittel, das mehr kann, als sich von vorgegebenen Regeln knechten zu lassen.

Mozart und auch Leonardo sollen Linkshänder gewesen sein. Vielen Künstlern, besonders im Bereich der Musik, wird Linkshändigkeit zugesprochen, sie werden also vor allem von der rechten Gehirnhälfte, die für Kreativität, Emotionen und die Wahrnehmung des Gr. Ganzen steht, gesteuert.

Der bekannteste Linkshänder in der bildenden Kunst ist Leonardo da Vinci. Er hinterliess 6000, mit wissenschaftlichen, anatomischen und technischen Studien und Zeichnungen bedeckte Blätter, die er häufig mit Kommentaren in Spiegelschrift versah. Die Erklärungen dafür sind umstritten. Vermutet wird, dass er – weil er Linkshänder war – seinen spontanen Gedankenfluss besser festzuhalten vermochte. Vermutet wird aber auch, er habe seinen Ideenreichtum nicht sofort allen zugänglich machen wollen – in einer Zeit, als es noch keinen Urnehmerschutz gab.

Auch Lisa Schiess ist Linkshänderin, zudem eine, die umfunktioniert wurde, wie sie sagt, d.h. sie musste ihre natürliche Veranlagung, eine Art inneren Regelkreis, unterdrücken und sich dem Gesetz der Rechtshändigkeit beugen.

Hat man einmal diese Spur aufgenommen, meint man, das ganze Werk von Lisa Schiess entlang dieser Fährte von rechts und links, von zwei sich gegenüberstehenden Regelkreisen entschlüsseln zu können.

Wie viele Linkshänder ist auch Lisa Schiess in der Lage, ohne vorherige Übung in Spiegelschrift zu schreiben. Lesen kann sie das Geschriebene dann allerdings nicht, zumindest fällt es ihr nicht so leicht wie das Schreiben. Linkshänder können zwar spiegelbildlich schreiben, den Text dann aber kaum entziffern. Schon sehr seltsam, was da passiert. Die Hand und ihre Steuerung verlaufen nicht bewusst, sondern nach bis heute kaum geklärten, im Gehirn bedingten Gesetzen. Die Hand kann eine verdrehte Sprache schreiben, die das Hirn dann aber nicht wiedererkennt. Die Bewegung der Hand ist codiert, die Entschlüsselung durch das Auge nicht. Es ist, als ob die einzelnen Körperteile nach verschiedenen Programmen funktionieren.

Ein zeitgenössischer Künstler, der hin und wieder Spiegelschrift nutzt – übrigens auch ein Linkshänder, der sich nach dem Krieg, weil es Schulen noch nicht wieder gab, selbst das Schreiben beibrachte – ist Jochen Gerz. Als Kind in der Folge eines Bombenanschlags für fast ein Jahr stumm, war sein Verhältnis zur Sprache später von gr. Skepsis geprägt, er war entrüstet, »was man mit Sprache anrichten kann«. Gerz sieht den ganzen Apparat der Kultur als etwas vom wirklichen Leben Trennendes. Die Sprache sei ein Flop in Bezug auf ihre wesentlich vorgegebene Funktion, denn die Worte seien mehr darauf aus, gelesen zu werden, als darauf, dem Zusammenhang zu dienen, in dem sie stehen. Auch die Kunst ist dem Kontext des Er-Lebens entrissen und wird mumifiziert im Museum aufbewahrt.

Wenn Gerz dann in einer Arbeit zum Zentaur, einem Wesen, das halb Tier, halb Mensch ist, mit Spiegelschrift operiert, so um eine Art Rückführung der Kultur zu mehr Lebensnähe hin aufzuzeigen. Spiegelschrift als eine Möglichkeit, Kultur wieder im Sinnlichen, Geheimnisvollen, auch Selbstverantworteten einzubetten.

Zum Umgang mit Spiegelschrift hat Gerz auch vermerkt, es sei: „als würde nicht das Aussen die Schrift lesen, sondern das Innen, als wäre von innen gesehen die Spiegelschrift keine Spiegelschrift“.

Wir sehen die in Spiegelschrift notierten, tagebuchartigen Skizzen, Zitate von Freunden und Freundinnen, auch Nonsens-Sätze der Künstlerin, aber auch Zitate aus Dichtung und Philosophie auf diesem WHITE CUBE, der innen eine BLACK BOX ist. Vorstellen könnte man sich, dass die Notate gleichsam von innen, aus dem schwarzen Raum heraus, angebracht wurden. Wir hier draussen im hellen Licht sehen sie von aussen. Die Wand funktioniert als Membran, als Haut, auf der sich die zwei gegensätzlichen Räume begegnen, auf der das Innen ins Aussen umbricht.

Das Umspielen dieser Grenze, dieser Bruchkante, welche zwei Welten scheidet, findet sich in vielen Arbeiten von Lisa Schiess und lässt sich vielleicht als generelles Thema von Linkshändern feststellen.

Im 19. Jh lebte ein gewisser Charles Lutwidge Dodgson, der – ein hervorragender Mathematiker - als Dozent der Logik und Mathematik in Oxford ein sehr bürgerliches und fast beängstigend strikt geordnetes Leben führte. Es heisst, er sei ursprünglich Linkshänder gewesen und habe schwere Traumata durch die Umerziehung zur

Rechtshändigkeit erlitten. 1864 legte er einem kleinen Mädchen ein selbstgeschriebenes Buch auf den Weihnachtstisch, das ein Jahr später veröffentlicht und unglaublich erfolgreich wurde. Es handelt sich um Alice im Wonderland, das Dodgson unter dem Pseudonym Lewis Carroll veröffentlichte. Geschrieben hatte er es für ein kleines Mädchen, Alice Pleasance Liddell, die Tochter seines Dekans, die gr. Liebe seines Lebens.

Besonders im zweiten Buch, das Carrol schrieb, nachdem man ihm weitere Besuche bei der Familie Liddell verboten hatte, in „Alice hinter den Spiegeln“, wird das innen und aussen, das davor und das dahinter thematisiert.

Zunächst erklärt Alice der Mieke, wie es sich mit der Gegenwelt im Spiegel verhält:

„Das Zimmer, das du hinter dem Glas siehst, ist genau wie unser Wohnzimmer, nur ist alles verkehrt herum...Ich wüsste zu gern, ob sie dort im Winter auch ein Feuer brennen haben; genau weiss man das nämlich nie – höchstens, wenn unser Kaminfeuer qualmt, dann qualmt es in dem anderen Zimmer auch: aber vielleicht tun sie dort nur so, damit es wie ein Feuer aussehen soll. Nun ja, und die Bücher sind auch ungefähr wie die unsern, nur laufen die Wörter alle nach der falschen Seite, so weiss ich, denn ich habe schon einmal ein Buch vor den Spiegel gehalten, und dann halten sie einem von gegenüber aus dem Zimmer genauso eins entgegen.“ (138)

Alice, weil sie ein Kind ist, kann die beiden Seiten verbinden, sie kann durch die Schallmauer ins andere Reich einsteigen.

„Tun wir doch so, als ob aus dem Glas ein weicher Schleier geworden wäre, dass man hindurchsteigen könnte“, sagt sie zur Katze, „aber es wird ja tatsächlich zu einer Art Nebel! Da kann man ja mit Leichtigkeit durch.“ (139)

Drüben erlebt Alice die verdrehtesten Dinge. Sie entdeckt ein Gedicht in Spiegelschrift, das auch vor den Spiegel gehalten seltsam bleibt und von „Der Zipferlake“ handelt. Im Spiegelland werden Hügel als Täler beschrieben; so schnell man auch rennt, kommt man nicht vom Fleck; man lebt rückwärts in der Zeit und muss in entgegengesetzter Richtung gehen, um zum Ziel zu kommen. Schliesslich findet sich Alice auf einem Schachbrett (übrigens auch ein Motiv von Lisa Schiess) wieder. Dort gelten zwar die Regeln noch, sind aber im Spiegelland zu einem Satz komplizierter und starrer, undurchschaubarer und absurder Regeln verkommen, denen die einzelnen Figuren blind folgen, ohne sich über den ihnen auferlegten Zwang im Klaren zu sein (261).

In „Alice hinter den Spiegeln“ kippen die Regeln des viktorianischen Alltags nicht gerade in ihr Gegenteil um, aber an vielen Stellen findet eine Art Aufruhr statt, es ist, als sei die Welt „einer Unverständlichkeit unterworfen, die wir mit Schrecken wiedererkennen“, heisst es im Nachwort. Fast Gleiches lässt sich von der Spiegelschrift behaupten, wir erkennen die Regel, die Schrift, aber sie ist uns in dieser Vertrautheit entfremdet.

Lisa Schiess hat immer wieder das Korsett der Regeln thematisiert, zugleich Strategien, es zu überwinden. Als geeignetes Mittel dafür setzt sie die Linie ein. Die Linie kann im Verbund mit anderen einerseits Felder abstecken, Raster definieren und Netze spinnen, gerade als einzelne kann sie aber auch das Mittel für grenzensprengende Erkundungen und Entdeckungen sein. In vielen Arbeiten schickt die Künstlerin eine Linie auf Reisen, die von einem Feld ins andere mäandert und das umliegende Gelände vorsichtig ertastet. Bisweilen wird sie der rote Faden, der die heterogenen Dinge zusammenhält. Auch Schreiben geschieht als Linienspur und gerade im linkshändigen oder Spiegelschrift-Schreiben wird das wieder bewusst.

In den Snakes, ihren Gedichten, lässt Lisa Schiess die Sätze ohne Interpunktion ineinander übergehen, ohne Unterbruch schreitet die Spur der Assoziationen und Gedanken voran, springt vom einen zum andern. Der Verlauf weist Brüche und Ungereimtheiten auf, aber letztlich ist alles mit allem verbunden.

Die Linie ist Prozess, aber auch Grenze. Sie ist eine Grenze, die zwei Seiten voneinander scheidet aber auch zusammenbringt. Gleiches lässt sich vielleicht vom Spiegel behaupten. Im Moment, in dem wir in den Spiegel schauen, entsteht eine Welt dahinter, in der alles gleich aber verkehrt herum vorkommt. Und der Spiegel ist die Schwelle, die Fläche, an der das eine ins andere bricht, das linke zum rechten wird, das ich zum Du, das innen zum aussen. Der Spiegel ist die Grenze und Mauer, aber auch die Passage ins andere Land.

Lisa Schiess gibt uns allen einen kleinen bunten Handspiegel in die Hand – auf dass wir ihre Ausstellung erkunden, die Reise in die andere Seite machen. Auch Leonardo da Vinci schlug Spiegel als Erfahrungsprozess vor, er soll seinen Schülern Spiegel empfohlen haben, um das eigene Werk darin zu betrachten. „Es wird umgekehrt erscheinen, als sei es von eines anderen Meisters Hand.“ Während Leonardo den Spiegel zur lehrreichen Entfremdung des eigenen nutzte, verläuft der Prozess hier in der Ausstellung anders herum. Nur mit Spiegeln können wir uns Lisas Schiess` befremdliche Notizen zu eigen machen indem wir sie entschlüsseln.

Die kleinen Handspiegel werden aber keineswegs nur zur Betrachtung der künstlerischen Arbeit genutzt, wir schauen uns auch selbst in ihnen an. Dieser Blick auf das Ich kann eitel, narzistisch und selbsttäuschend sein, er kann aber auch zur Erkenntnis der eigenen Unvollkommenheit und Begrenztheit führen - und damit zur Möglichkeit der philosophischen Erkenntnis.

Im Rundlauf um die Kaba, den Kubus, die black box herum, sollen wir uns also auch mit uns selbst beschäftigen, um zu erkennen, dass man – Zitat Lisa Schiess – „schliesslich immer bei sich selbst anlangt“.

Brita Polzer, im Januar 2008

